Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt

Band: 49 (1959)

Artikel: "Il y a des cantons, il n'y a pas de Suisse" : zum 100. Todestag von Alexis de Tocqueville (1805-1859)

Autor: Kellenberger, Paulfritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-947546

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dr. phil. Paulfritz Kellenberger

«*Il y a des cantons, il n'y a pas de Suisse*»

Zum 100. Todestag von Alexis de Tocqueville (1805-1859)

Viele Gebildete haben im ausgehenden 18. und dann vor allem im beginnenden 19. Jahrhundert unser Land bereist und durchstreift; gar mannigfaltig waren ihre Beweggründe: Die einen suchten die einfachen Hirten zu finden, ein verlorenes Paradies gleichsam, das sich ursprünglich und unberührt bis in moderne Zeiten hinein erhalten haben sollte; andere lockte die Natur, sei es die herb-liebliche Voralpenwelt oder das wildzerklüftete Gebirge; wieder andere begeisterten sich für die Landsgemeinden, letzte und ehrwürdige Überbleibsel aus germanischer Ahnenzeit. In vielen Fällen aber zeichnete die hingerissene Schilderung der Besucher weniger ein Bild der Schweiz und ihrer Bewohner, sondern war Spiegel der eigenen Seelenlage, ja arbeitete mit am Mythus ‹Schweiz›! Tocquevilles Bemerkungen über unser Land, politische, soziologische und historische Notizen von einer Reise im Jahre 1836, sind dagegen fast als Resultate wissenschaftlich-exakter Forschung anzusprechen, wenn sie auch keine modernen Statistiken enthalten; des Persönlichen weitgehend entkleidet, legen sie Zeugnis ab von seiner scharfen Beobachtung und gleichzeitig von seiner Begabung zur Zusammenschau der erfaßten Einzelheiten, einer Begabung, die wir in allem finden, das er der Niederschrift wert erachtete.

Was aber interessierte den jungen, durch sein im Vorjahr erschienenes Werk über ‹Die Demokratie in Amerika› schon berühmten politischen Denker, den man mit Recht den Montesquieu des 19. Jahrhunderts nennt, was interessierte diesen jungen Mann an der Schweizerischen Eidgenossenschaft jener Ruhejahre nach den Stürmen der Regeneration von 1830/31? Die Antwort ist nicht schwer zu finden: Tocqueville ging auch in unserm Land der Frage nach, die ihn seit der Französischen Juli-Revolution von 1830 beschäftigte und bis zum frühen Tod im Banne halten sollte, die ihn emporhob und im gleichen Moment wieder niederdrückte, so entscheidend wichtig erschien ihm ihre Beantwortung; es war die Frage, wie eine Demokratie strukturiert und durchblutet sein müsse, um nicht in Anarchie oder Tyrannis auszuarten. Er glaubte zu erkennen, daß die Demokratie die Regierungsform der Zukunft sein werde; von ihrem Funktionieren hing somit vieles, wenn nicht überhaupt alles ab. Ganz im Gegensatz zu seinen hochadeligen Standesgenossen sah er in ihr von Anfang an nicht nur ein Schreckgespenst, sondern eine natürliche Form, sobald wirtschaftliche und gesellschaftliche Gleichheit in einem Land ein so hohes Maß erreicht hatten, daß die Gegensätze zwischen oben und unten nicht mehr als unüberbrückbar empfunden wurden. Er wußte und spürte wie kein Zweiter, daß sein Frankreich seit Jahren, ja sogar seit Jahrhunderten in diesen Demokratisierungsprozeß verwickelt war; er begriff aber auch, daß innere Hemmungen und äußere Eingriffe diesen Prozeß bisher dauernd gestört hatten. Darum hatte er die erste Gelegenheit genützt und hatte zusammen mit einem Freund die Vereinigten Staaten von Nordamerika besucht, welche die Demokratie längst verwirklicht hatten. Seit dieser Reise sah er der Zukunft, auch für seine Heimat, nicht ohne Hoffnung entgegen, weil ihm die USA bewiesen, daß eine Volksherrschaft keine Hölle auf Erden schaffen mußte, sondern ein Leben in Freiheit, mithin in Menschenwürde zuließ. Nun ist unser Patriotismus aufgestachelt: Fast sind wir beleidigt, daß Tocqueville den breiten Ozean überquerte, um eine echte Demokratie am Werk zu sehen. Hätte er nicht zuallererst bei uns Einkehr halten können – oder müssen?

I.

Nein: Tocqueville hatte von seinem Standort aus allen Grund, die moderne Demokratie nicht in der Eidgenossenschaft zu studieren. Denn einmal trug die Demokratie bei uns in vielen Dingen noch wenig moderne Züge, und zum andern war er nicht ein gläubiger Prophet jeder Form von Demokratie, nicht ein Jean-Jacques Rousseau, der Griechen und Landsgemeinden fast unbesehen als Bausteine der wahren Volksherrschaft hatte ergreifen und anpreisen können; er war vielmehr ihr unbestechlicher Analytiker, der Stärken und Schwächen unparteiisch aufzudecken gewohnt war. Bei dieser Analyse schnitt unsere Eidgenossenschaft jener Zeit nicht über alle Maßen vorbildlich und richtunggebend ab.

Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen der Schweiz schienen ihm zwar für die weitere Entwicklung der Demokratie außerordentlich günstig, da die sozialen Unterschiede nur gering waren. Ihre Problematik lag für ihn auf einer andern Ebene: In einer kurzen Betrachtung, die sich auf Pressefreiheit, Selbstverwaltung wie -regierung und Rechtspflege erstreckte, verglich er die Schweiz mit Großbritannien. Er stellte dabei fest, daß diese für sich selbst regierende Völker eminent wichtigen Belange bei uns sehr unterschiedlich verankert seien; in einem Kanton wirklich verwurzelt, an einem andern Ort hingegen als letzte Neuheit empfunden und an einem dritten nur lau und direkt gleichgültig gehandhabt! Er faßte diese Erkenntnis dahin zusammen, daß in Britannien und auch in Amerika der Freiheitsgedanke primär in der Gesittung und Gesinnung der Bewohner – les mœurs – gesichert sei, während er in der Schweiz noch vorwiegend in den Gesetzen der Kantone – les lois – seinen Ausdruck finde.

Der Freiheitsgedanke in der Schweiz eher in Institutionen verankert denn in den Herzen und Köpfen der Eidgenossen? Das scheint uns übertrieben; zum mindesten widerspricht es allem, was schon den kleinen Schülern von unsern Vorfahren erzählt wird! Eine geschichtliche Betrachtung kann Tocqueville jedoch nicht Unrecht geben. Er selber hatte seine Erkenntnis übrigens nicht nur aus der schweizerischen Gegenwart geschöpft, sondern ebensosehr aus detaillierter Kenntnis der eidgenössischen Vergangenheit heraus. In einer kleinen Geschichtsskizze legte er dar, daß die Eidgenossenschaft des 16., 17. und 18. Jahrhunderts kein Hort der Freiheit gewesen war, sondern

ein bunter Verband von wenigen Privilegierten und vielen Benachteiligten, eine versteinerte Ordnung aus spätmittelalterlichen Zeiten. Wohl anerkannte und unterstrich er, daß die Eidgenossenschaft ihren Ursprung freiheitlichen Regungen in der Innerschweiz verdankte, doch dem hielt er entgegen, daß diese Orte klein geblieben seien und an Bedeutung merklich eingebüßt hätten, seitdem sich Zürich und Bern zu entwickeln begonnen hatten, dieses als eine ausgeprägte Aristokratie, die den überwiegenden Teil der Bewohner wohlwollend bevormundete, jenes mit einem zünftischen Regiment, das die Landbevölkerung zurücksetzte. Man lebte jetzt nicht mehr in dieser alten Ordnung, doch standen ihr der Bundesvertrag von 1815 und die Kantonsverfassungen aus den gleichen Jahren wesentlich näher als etwa die Verfassungen der Mediationszeit von 1803 bis 1813. Die Regenerationsbewegung hatte in einigen Kantonen verschiedenen Schutt weggeräumt und in moderne Verhältnisse hinübergeleitet, war nun aber, wie Tocqueville richtig sah, im Abklingen begriffen, ja man befand sich geradezu in einer kurzen Epoche der Reaktion auf die Erneuerungsbestrebungen. So konnte ihm mit dem Blick auf die Gesamteidgenossenschaft scheinen, der Gedanke der Freiheit sei wirklich noch nicht felsenfest gesichert; England blieb für ihn weiterhin das Land der echten Bürgerfreiheit.

Nach seiner Meinung war es dafür die Verschiedenheit von Kanton zu Kanton, die der Eidgenossenschaft jener Jahre den Stempel aufdrückte, die sie zur einmaligen und unverwechselbaren Erscheinung machte. Sie fand ihren Ausdruck in der knappen Formulierung, welche wir an die Spitze unserer Ausführungen gestellt haben: ‹Il y a des cantons, il n'y a pas de Suisse›. Auch dieser Satz klingt in unsern Ohren überspitzt; jedenfalls bedarf er näherer Erläuterung: Tocqueville war in völlig anderer Luft aufgewachsen, im zentralisierten Einheitsstaat Frankreich; die kleinen, selbständigen und aufeinander eifersüchtigen Staatswesen in der Eidgenossenschaft mußten ihm aber auch als Kenner der Vereinigten Staaten auffallen. Dort stand die Union seit zwei Generationen über den Einzelstaaten und entfaltete eine reiche Tätigkeit als Gesetzgeberin und als Wegbereiterin des einzigen, großen Wirtschaftsraumes. Ein solches Band existierte in der Schweiz nicht. Zudem waren bei uns im Augenblick die liberalen Bestrebungen nicht nur in den einzelnen Orten für einmal wieder etwas begraben, sondern ganz folgerichtig auch die kraftvollen Anläufe für eine Bundeserneuerung.

Tocqueville wies zwar eindrücklich darauf hin, daß der Eidgenossenschaft in der Tagsatzung ein zentrales Organ zur Verfügung stand, das in gewissen Angelegenheiten wie im Wehrwesen nicht unwichtige Kompetenzen besaß. Die Tagsatzung konnte indessen nur beschließen; sie konnte ihre Beschlüsse nicht durchführen, weil diese Tätigkeit in den Zuständigkeitsbereich der Kantone fiel. Hier lag das Krebsübel und nach Tocqueville auch der schwere und unheilvolle Widerspruch in der schweizerischen Ordnung; dem ganzen Aufbau hätte es besser entsprochen, wenn die Tagsatzung überhaupt keinen festen Aufgabenkreis besessen hätte. Im schlimmsten Fall konnte bei dieser Lage der Dinge einmal ein Bürgerkrieg ausbrechen, was Tocqueville ernstlich befürchtete; in der Regel begnügten sich widerstrebende Kantone, wie ihm die Erfahrung zeigte, eine ihnen unliebsame Angelegenheit so schleppend zu behandeln, bis sie sich mit der Zeit von selbst erledigte oder einfach an Altersschwäche einging. Nun ist seine Formulierung voll verständlich geworden: In den politischen Fragen dominierten die Kantone eindeutig, während die Gesamteidgenossenschaft in der Entwicklung zurückgeblieben war.

Er hielt indessen diesen herrschenden politischen Zustand nicht für unnatürlich. Wir haben ja bereits hervorgehoben, daß er ihn als geschichtlich wohlfundiert erkannt hatte. Darüber hinaus schien er ihm noch fast stärker in den geographischen und ethnisch-sprachlichen Gegebenheiten begründet; sie hatten kleine Völkerschaften hervorbringen helfen, die sich fortschreitend außerordentlich kräftig differenziert hatten: ‹La nature semble... indiquer que chacune de ces peuplades doit avoir un gouvernement à part.› In diesen bescheidenen ‹Duodez›-Verhältnissen hatten sich aber auch merkwürdige Eigenheiten, sogar Vorurteile einfressen können. So und nicht anders war man es seit alten Zeiten gewohnt; öffentliches und privates Leben waren vielfältig ineinander verfilzt. Diese Ordnung war erprobt; was sollten auch Änderungen? Der schon seit langem geübte Verzicht auf eine aktive Außenpolitik wirkte in gleicher Richtung. Wozu bedurfte man einer starken, handlungsfähigen Zentrale, wenn man nach außen ruhig blieb? Buntscheckigkeit und fehlende Einheit des Gesamtverbandes mußten von solchem Standort aus nur selten als Fehler oder Mangel empfunden werden.

II.

Umsomehr mußte ihm darum die bereits kurz erwähnte Gleichheit der sozialen Verhältnisse im Schweizerland ins Auge fallen. Sie konnte einmal als treibender Motor für eine Zusammenfassung wirken, wie er sich im geschäftigen und prosperierenden Zürich notierte. Forschend hielt er daher Ausschau nach Möglichkeiten einer Entwicklung des eidgenössischen Körpers auf den vorhandenen Grundlagen.

Er sah deren zwei. Wenn es der Wille der Eidgenossen war, der Tagsatzung nicht nur Scheinkompetenzen wie bisher zu gewähren, sondern wirkliche Macht, dann konnte dieser Schritt sehr einfach getan werden, indem man die Tagsatzung in Zukunft nicht von Vertretern der Kantone, sondern von den Bürgern der Kantone als Wahlkreisen beschicken ließ. Die Tagsatzung wurde dann den Bürgern, dem Volk verantwortlich. Dabei mußte man früher oder später zu einer Regelung gelangen, die Mehrheitsbeschlüsse vorsah, welche alle Mitglieder verpflichteten. Ein kleiner Beamtenapparat zur Durchführung dieser Beschlüsse mußte dann leicht aufzubauen sein; das lehrten ihn die Vereinigten Staaten. Tocqueville kannte jedoch den Herd des Widerstandes gegen eine solche Neuerung: Er lag in den kleinen Bergkantonen, die sich gegen eine solche Lösung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zur Wehr setzen würden, um ihr Gewicht in der Eidgenossenschaft nicht vollends zu verlieren. Offenbar dachte Tocqueville als Rechtsgelehrter an eine solche Weiterentwicklung. Der Politiker in ihm schätzte die zweite Möglichkeit höher ein. Sie war nach seiner Meinung ein ‹Compromis plus ou moins analogue à celui dont on fait usage aux Etats-Unis d'Amérique›. Ein solcher Kompromiß ließ die Kantone als solche weiterbestehen und schuf doch eine kräftige Zentrale, während die erste Möglichkeit den Kantonen gefährlich werden konnte. Das Jahr 1848 hat dann den ‹Kompromiß› gebracht – nach einem Bürgerkrieg!

Als ein Mann, der kein aufgerolltes Problem leichtfertig beiseiteschob, mußte Tocqueville weiter die Frage stellen, ob es sich für die Schweiz überhaupt lohne, eine Änderung der politischen Verhältnisse in dieser oder jener Richtung zu wünschen und anzustreben. Er kam zum Schluß, daß ein solches Beginnen ungeheure Schwierigkeiten mit sich bringen werde, sowohl gegen innen wie gegen außen. Es entsprach seinem ruhigen Temperament, wenn er in seinen – damals nicht veröffentlichten – Aufzeichnungen den Rat erteilte, nur kleine Verbesserungen und auch diese nur schrittweise vorzunehmen, um die bisherige, schon gefährdete Stabilität nicht zu verlieren. Man mag eine solche Haltung quietistisch oder ängstlich nennen, doch sie entsprang einer tiefen Einsicht in politische Dinge, der Einsicht nämlich, daß einmal begonnene Bewegungen kaum mehr aufzuhalten waren und oft weit über das gesteckte Ziel hinausschossen. Gerade in dieser Beziehung fürchtete er für die Eidgenossen: Eine entfachte Bewegung konnte zur Überspitzung des Zentralgedankens führen, zu einer Einheitsrepublik, die in seinen Augen die größte Abirrung vom bisherigen Weg bedeu-

tet hätte. Er hatte wahrscheinlich gewisse radikale Kreise im Auge, die staatsgläubig nur eine starke Eidgenossenschaft anstrebten und dabei die alte Ordnung nur als Kleinstaaterei verachteten und überwinden oder gar austilgen wollten. Er konnte nicht wissen, daß die Zeit der von den Franzosen gebrachten Helvetik noch nicht ganz vergessen war und daß die Radikalen dann gerade am konservativen Widerstand innerlich wachsen würden und die Gegenkräfte richtig würdigen lernten. Daß Tocqueville im gleichen Zug eine Tyrannis als mögliche Gefahr erblickte, diese Befürchtungen scheinen uns allerdings etwas übertrieben! Denn wir sind der Meinung, daß die kleinen überschaubaren Verhältnisse gerade in dieser Frage ein viel stärkerer Damm gegen Auswüchse seien als die klarste Rechtsordnung in einem großen, dafür weniger gegliederten Körper wie Frankreich. Andrerseits muß man ihm doch zugute halten, daß die vielen Wirren in den Landsgemeindekantonen vor 1798 eine deutliche Sprache sprechen: Verschiedene Orte hatten zuweilen mit Billigung einer wankelmütigen Mehrheit einer dauerhaften Tyrannis recht nahegestanden. Beim Sturz eines Klüngels hatte man sehr oft nur den Teufel mit dem Beelzebuben austreiben können!

Möglichst geringfügige Änderungen ohne Erschütterungen empfahlen sich der Eidgenossenschaft auch aus einem andern Grund: Das Ausland hatte an der geltenden Ordnung wenig auszusetzen, da dank ihr die Schweiz ein Faktor war, den man nur nebenbei in Rechnung zu setzen hatte; zugleich war es kein schwieriges Unterfangen, auf diese Schweiz einen Druck auszuüben. Tocqueville war der Ansicht, eine stärkere Betonung der Zentralgewalt, ob mit oder ohne Strukturänderung des Gesamtverbandes, könnte gewissen auswärtigen Mächten den Vorwand zum Eingreifen in die innern Verhältnisse liefern. Er dachte an konservative oder an reaktionäre Mächte, die durch eine revolutionär-freiheitliche Eidgenossenschaft in ihren Interessen lebensgefährlich verletzt werden könnten, die fürchteten, von dieser Eidgenossenschaft angesteckt zu werden. Er dachte auch daran, daß in einigen Staaten Europas nicht mehr Kabinette und Könige allein zu entscheiden hatten, sondern auch Volkskräfte, deren Entscheide der Berechnung weitgehend entzogen waren, da sie nicht immer kühler politischer Überlegung entspringen mußten. In einer solchen Welt mußte eine straffer geformte Eidgenossenschaft wieder eine Rolle spielen, vielleicht durch eine aktive Politik, sicher aber durch ihr anspornendes Beispiel freiheitlicher Selbstregierung.

III.

Zeigte schon der letzte Abschnitt, daß Tocqueville mit wachem Sinn die kleinsten Veränderungen und Verschiebungen wahrzunehmen verstand, so mag nun der nächste dartun, daß er trotz seines Wunsches auf Beibehaltung der bisherigen Ordnung nicht nur diese sah und alles andere übersah, sondern daß er den schärfsten Blick gerade dort bewies, wo die Anzeichen in andere Richtung wiesen.

Er überschrieb einen der Schlußabschnitte seiner Reisenotizen mit dem Stichwort: ‹Signes de révolution en Suisse!› Er war ehrlich genug, sich einzugestehen, er wisse noch keineswegs, wohin die Ereignisse in der Eidgenossenschaft hinzielten: « Je ne sais quels changements s'opéreront en Suisse de nos jours, mais j'ose prédire qu'il s'en opérera de très grands, ou, tout au moins, qu'on y verra de grands troubles. » Warum sollte es zu Wirren kommen, warum konnte es nicht ohne Wirren abgehen? Dies war für Tocqueville zusammengefaßt der Hinter- oder Untergrund, auf dem sie sich abspielen mußten: « La constitution fédérale actuelle livre la Suisse sans défense contre l'anarchie au dedans, et aux insultes ainsi qu'aux exigences de l'étranger. » Anarchie im Innern wegen der gebrechlichen Struktur, Druck und Forderungen von außen, die eben aus dem ersten Grund möglich wurden – wahrlich eine knappe und deutliche Formel, die das Kernproblem bloßlegt.

In früheren Zeiten aber hatte die gleiche Ordnung die nötige Stabilität einigermaßen garantieren können. Warum war dies jetzt nicht mehr der Fall? Tocquevilles Antwort legt wiederum eine Entwicklungslinie dar: « Jadis, il y avait des cantons suisses, mais, à vrai dire, personne ne songeait à faire une nation suisse... Maintenant l'idée de constituer réellement une nation, de généraliser certains principes, de jouer un rôle en Europe, ou, tout au moins, de se défendre contre l'oppression de l'Europe, s'est présentée à l'imagination d'un grand nombre d'habitants. » Den Liberalen und Radikalen genügte die zurückgebliebene und verkümmerte Eidgenossenschaft nicht mehr; sie fühlten sich trotz verschiedenen Sprachen als Schweizer, als Nation. Tocqueville sah, daß der liberal-radikale Aufbruch sein Ziel auf der eidgenössischen Ebene noch keineswegs erreicht hatte: « Ces idées ne sont pas assez puissantes ni assez nationales pour amener à une amélioration de la constitution, ou, du moins, à prendre, d'un avis commun, une attitude digne, prudente et ferme. » Und deutlich nahm er wahr, daß man auf liberaler Seite zum Vorstoß organisiert war oder doch in Organisation begriffen war, während die Gegner einzeln fochten, da sie wenig Gemeinsames zu verfechten hatten als eben die Absonderung. Der Zusammenhang auf der andern Seite aber wuchs und wuchs. Darum blieb die Frage gestellt: « Cela peut-il mener à autre chose qu'à une crise finale? »

*

Die nächsten Jahre Tocquevilles waren reicherfüllt: Der zweite Band seiner Demokratie in Amerika erschien; er wurde Parlamentsabgeordneter und schließlich Mitglied der Académie française. Die Schweiz trat etwas aus seinem Blickkreis heraus.

Noch einmal aber erwies er ihr alle Aufmerksamkeit, als er im Jahr 1847 das Buch eines konservativen Genfer Professors über die Demokratie in der Schweiz zu besprechen hatte. Wesentliche Abschnitte dieser Besprechung lassen den Schluß zu, daß sich Tocqueville auf seine Reisenotizen aus dem Jahre 1836 stützte. Doch merkwürdig: Der französische Denker adeliger Herkunft ließ der Entwicklung, wie sie sich seither in der Schweiz angebahnt hatte, mehr Gerechtigkeit widerfahren als der konservative Genfer, der von seinem Lieblingsbild der alten Schweiz gefangen war. Tocqueville sah den Dingen wieder auf den Grund, obwohl die eidgenössische Sonderbundskrise noch nicht ganz abgeschlossen war: « La confédération a changé de nature. Elle est devenue en Europe une chose nouvelle; une politique d'action a succédé pour elle à une politique d'inertie et de neutralité; de purement municipale son existence est devenue nationale; existence plus laborieuse, plus troublée, plus précaire et plus grande. »

Die Zeit der Kantone war damit vorbei – für Tocqueville begann die Epoche einer Eidgenossenschaft, die über den Kantonen stand. Es ist sein Verdienst, diese Wandlung der Schweiz erkannt und begriffen zu haben, als sie sich erst vollzog und obwohl die bisherige Ordnung seinem Herzen wohl näher gestanden hatte als die neue. Doch diese Haltung zeichnete den Mann, sein Denken und sein Handeln aus: Unparteiisch zu forschen und zu untersuchen und dann ja zu sagen zu einer Entwicklung, bei der die Freiheit der Menschen nicht mit Füßen getreten wurde.

Anmerkung

Meine Ausführungen stützen sich auf die Neuausgabe von Tocquevilles Werken, die noch nicht abgeschlossen ist: Alexis de Tocqueville, Oeuvres complètes, édition définitive publiée sous la direction de J.-P. Mayer, Paris, Gallimard, 1951 etc.; geplant sind 12 Bände.

Für die Abschnitte I–II verweise ich auf Band V, 2. Teil (1958), S. 171–188: Voyage en Suisse 1836; für Abschnitt III auf Band I, 2. Teil (1951), S. 351–367: Rapport sur l'ouvrage de M. Cherbuliez, intitulé: « De la Démocratie en Suisse », 1848.

Wer sich näher mit Alexis de Tocqueville beschäftigen will, dem sei empfohlen: J.-P. Mayer: Alexis de Tocqueville, Prophet des Massenzeitalters, 2. Aufl., Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1955.

Eberhart widmet dem heiligen Gallus ein Buch
Miniatur aus Manuskript 292
der Stadtbibliothek (Vadiana) St. Gallen
In Originalgröße reproduziert

Mehrfarben-Buchdruck der graphischen Anstalt
E. Löpfe-Benz AG., Rorschach